

EDUARD KLOPFENSTEIN

Aufbruch zur Welt hin

Studien und Essays zur
modernen japanischen Literatur



Eduard Klopfenstein

Aufbruch zur Welt hin

Studien und Essays zur
modernen japanischen Literatur

be.bra
wissenschaft verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra wissenschaft verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2013

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Marijke Topp, Berlin

Umschlaggestaltung: typgerecht, Berlin, nach einem Entwurf und mit einer Kalligrafie
von Suishū T. Klopfenstein-Arii

Innengestaltung: Friedrich, Berlin

Schrift: Minion Pro, 10/12 pt

Printed in Germany

ISBN 978-3-95410-022-4

www.bebra-wissenschaft.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Allgemeines über Literatur und Kultur	13
Zur Entwicklung Japans im 20. Jahrhundert – Kontinuität und Diskontinuität.....	14
Über Geschlechterbeziehungen und den Begriff <i>Ai</i> (Liebe) in der japanischen Literatur.....	25
Erhabener Göttersitz, Salzkegel oder Kranich auf dem Müll – Zum Bild des Fuji in der japanischen Literatur.....	38
Mushanokōji Saneatsu: Atarashiki mura – Das neue Dorf.....	49
Christentum und moderne japanische Literatur.....	64
Japanische Prosa im 20. Jahrhundert	71
Die japanische Prosaliteratur vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Beginn der 1990er Jahre – Ein Überblick.....	72
Was bedeutete Spielen und Arbeiten für ein Kind der städtischen Unterschicht in den 1920er und 1930er Jahren? – Sekine Hiroshis Autobiografie <i>Hari no ana to rakuda no yume</i>	103
Tanizaki Jun'ichirō als Essayist.....	113
Kawabatas Yasunaris »Schneeland« – Eine Interpretation.....	124
In der Hölle des Kriegs – Ōoka Shōheis Roman »Feuer im Grasland«.....	165
Über Fukunaga Takehiko und seinen Roman »Des Grases Blumen« (1954).....	170
Fukazawa Shichirō (1914–1987) – Erfinder des <i>narayama</i>	176

Fukazawa Shichirō: »Der Fluss Fuefukigawa« –	
Analyse eines zeitgenössischen japanischen Romans.....	183
Kita Morio und sein Jahrhundertroman »Das Haus Nire« (1964).....	199
Der Werdegang eines Bestsellerautors – Mizukami Tsutomu (1919–2004)	212
Mishima Yukio – Sein Tod und die Reaktionen des japanischen Publikums.....	218
Färben und Weben – Kunsthandwerk in Shibaki Yoshikos Roman <i>Gunjō no umi</i>	241
Shiba Ryōtarō – Schriftsteller der Nation	257
<i>Nan to naku kurisutaru</i> – Ein Jugendroman von Tanaka Yasuo (1980/81)	264
Aono Sō (*1943) und sein Roman <i>Haha yo</i> – »Mutter wo bist du«	274
Individuen in der Bredouille zwischen Kulturen –	
<i>Seijōki no kikoenaï heya</i> von Levy Hideo und <i>Family Business</i> von Kometani Fumiko	280

Lyrik im 20. Jahrhundert – Moderne und klassische Formen –

<i>renshi</i> – Moderne Kettendichtung	291
Tanikawa Shuntarō – Leben und Werk.....	292
Miyoshi Tatsuji und sein »Vermessungsschiff«	324
»Die Welt des Gedichts – ein Ort für mich, ein Ort für dich« – Über Ōoka Makoto	327
Japanische Gedichte – (un)übersetzbar?	335
Hasegawa Ryūsei	345
»Bis nach Engelberg« – Ein Prosagedicht von Hasegawa Ryūsei (Übersetzung).....	348
Weltweite Reisen – Wohin, wozu?	
Über Hasegawa Ryūseis Prosagedicht »Bis nach Engelberg«.....	353
Sekine Hiroshis Gedichte.....	361
Die Rettō-Gruppe und ihre Zeitschrift aus zeitlicher und räumlicher Distanz betrachtet –	
Zugleich ein Nachruf auf Sekine Hiroshi.....	366
Die japanische Dichtungs-Essayistik (<i>shiron</i>) nach dem Zweiten Weltkrieg.....	374
Lachen in der modernen japanischen Dichtung.....	390
Umweltproblematik in der modernen japanischen Dichtung.....	404

Moderne Kettendichtung (<i>renshi</i>), japanisch und international –	
Eine Zwischenbilanz – 1996	413
»Das Buch der Eile« – Über die Kettengedichte (<i>renshi</i>) der Dichtergruppe »Kai –	
Das Ruder«	453
Der Geist des Chikamatsu und die Liebespäpchen des 21. Jahrhunderts –	
Zur Funktion des Klassischen in der Kettendichtung.....	468
Wakayama Bokusui und die Welt der Bäume –	
Zum Wandel der Naturanschauungen um 1900.....	476
Ein Dialog zwischen moderner Dichtung und Haiku –	
Die Bashō-Gedichte von Hoshino Tōru	488
Eine Haiku-Reise durch die Schweiz – Über das Buch <i>Suisu ginkō</i> von Ekuni Shigeru	
und über den Haiku-Dichter Takaha Shugyō	491
Deutsche und internationale Dichtung mit japanischem Hintergrund –	
eine Buchbesprechung.....	506
Literaturhinweise	513
Der Autor	514

Vorwort

Der Dichter Tanikawa Shuntarō, der in dieser Sammlung von Studien und Essays prominent vertreten ist und mit dem ich seit bald dreißig Jahren in persönlichem Kontakt stehe, hat 1956 mit seinem Essay *Sekai e* (Zur Welt hin!) einiges Aufsehen erregt. Es war ein enthusiastischer Aufruf an sich selbst und an seine Zunft, auf die Gesellschaft in verschiedenster Hinsicht tätig einzuwirken, sich einzumischen, der Dichtung mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln einen Weg zu den Menschen zu bahnen.

Es sei gestattet, diese Formel *Sekai e* zu übernehmen und damit den gesamten Entwicklungsverlauf der modernen japanischen Literatur zu charakterisieren. Diese Literatur bewegt sich seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts unentwegt »zur Welt hin«, ohne sich deshalb von der eigenen Überlieferung abzukoppeln, und man darf behaupten, dass sie – falls in einem so weitläufigen Gebiet von Ankunft überhaupt je die Rede sein kann – nunmehr angekommen ist, in dem Sinn, dass sie heute, trotz immer noch bestehenden Ungleichgewichten, als ebenbürtiger Bezirk der Weltliteratur anerkannt wird und wiederum in mancher Hinsicht auf diese ausstrahlt.

Innerhalb dieser rund 130 Jahre hat es immer wieder akzentuierte Aufbruchssituationen gegeben, anfangs durch die Übernahme oder Adaptation unterschiedlicher westlicher Strömungen, besonders des Realismus und Naturalismus in der Zeit vor und nach 1900, dann in den zwanziger Jahren, als die modernistischen Tendenzen bis zum Surrealismus und Dadaismus hin virulent wurden. Als nächstes folgte, nach der düsteren Kriegszeit, der Aufbruch der Nachkriegsgeneration in den fünfziger und sechziger Jahren, mit Einschluss der modernen Lyrik, die einen gewaltigen Boom erlebte. Und schließlich muss auch in den achtziger Jahren von einem neuen Aufbruch gesprochen werden, der damit zusammenhängt, dass nunmehr die nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen und in der Konsumwelt der sechziger Jahre groß gewordenen Schriftsteller zum Zug kamen und sich mehr und mehr in einem internationalen Rahmen heimisch fühlten.

Die hier gesammelten Studien und Essays möchten zur besseren Kenntnis und literaturgeschichtlichen Einschätzung dieses Zeitraums beitragen. Es sind Texte, die im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte vorgetragen, geschrieben und – teilweise in anderen Sprachen – publiziert wurden. Sie werden hier, in oft überarbeiteter und aktualisierter Form, wieder aufgegriffen. Acht Beiträge erscheinen zum ersten Mal im Druck. Nicht berücksichtigt sind meine Übersetzungen, mit Ausnahme von zwei

längeren Gedichttexten, die in Verbindung mit der beigegebenen Interpretation stehen.

Die Auswahl von Themen und Autoren ergab sich teils aus persönlichen Vorlieben, teils aus allerhand thematischen Vorgaben von Vortragszyklen, Symposien oder Arbeitsgruppen. Manches ist mir durch meine Herausgebertätigkeit, zuerst im Rahmen der »Zürcher Reihe Japanische Literatur« (Theseus-Verlag), dann im Rahmen der »japan edition« (edition q, seit 2004 be.bra verlag Berlin), und zusätzlich durch meine Arbeit als Verantwortlicher Herausgeber des »Japanese Literature Publishing Project (JLPP)« für den deutschen Sprachbereich zugefallen. Es besteht kein Anspruch, die Literatur des 20. Jahrhunderts in ausgewogener Weise abzudecken. Man wird feststellen, dass die Anfänge des oben genannten Zeitraums kaum berücksichtigt werden und dass die Vorkriegszeit nur durch die vier Namen Tanizaki Jun'ichirō, Mushanokōji Saneatsu, Wakayama Bokusui und Miyoshi Tatsuji sowie einige thematisch übergreifende Artikel vertreten ist. Der Schwerpunkt liegt eindeutig auf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei die Übersicht über die Prosaliteratur von 1945 bis zu den beginnenden neunziger Jahren sich als einziger Beitrag um eine knappe, möglichst ausgeglichene literaturhistorische Darstellung eines rund 50 Jahre dauernden Zeitabschnitts bemüht.

Der größere Teil der Studien befasst sich mit Einzelpersonen oder Einzelwerken. Dabei kommt manches bis dahin Übersehene oder zu Unrecht Vernachlässigte zur Sprache, was zu einem differenzierteren Bild der modernen Literatur Japans beitragen soll. In besonderem Maß gilt dies für die Studien zur japanischen Dichtung des 20. Jahrhunderts, die beinahe die Hälfte des Buchs ausmachen. Leider gibt es unter den literarisch orientierten Japanspezialisten kaum Leute, die sich kontinuierlich mit Lyrik befassen, (mit einer großen Ausnahme: Annelotte Piper, Hamburg, hat sich ein Leben lang vor allem mit zeitgenössischen japanischen Dichterinnen beschäftigt, wovon besonders der zuletzt veröffentlichte schöne Band »Kaum berührt, zerfällt die Mauer der Nacht«, dtv 14059, München 2011, Zeugnis ablegt). Ohne Dichtung aber bleibt das Bild einer Literatur einseitig und rudimentär. Seit dem Ende der siebziger Jahre gehören die moderne Dichtung (gendaishi), mit Einschluss der modernen Kettendichtung (renshi), in der letzten Zeit auch vermehrt die neuere Tanka- und Haiku-Dichtung, zu meinen bevorzugten Betätigungsfeldern. Die in der dritten Abteilung zusammengestellten Texte erheben daher den Anspruch, einen genuinen Beitrag zur Kenntnis eines unverzichtbaren Teilgebiets der japanischen Literatur zu leisten.

Die moderne Kettendichtung (Renshi) ist übrigens eines jener literarischen Phänomene, die im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte weltweit ausstrahlen. Renshi wurzelt in der japanischen Renga-Tradition. Es wurde in Paris und Tōkyō von berühmten Dichtern aus dem Westen wie aus Japan unter neuen Vorzeichen, im Rahmen der Gegenwartslyrik, zum Leben erweckt. Seit 1969 gab es 53 derartige Dichter-

treffen in aller Welt. Nicht weniger als vierzehn davon sind mit Einbezug der deutschen Sprache durchgeführt worden, (darunter drei mit nur deutschsprachigen Dichterinnen oder Dichtern als Teilnehmern). Darüber geben die hier aufgenommenen Studien nicht nur Auskunft aus erster Hand – da ich selbst als Übersetzer und zum Teil als Organisator an sieben Renshi-Runden aktiv beteiligt war –, sondern der Text (bzw. der vorausgegangene Vortrag) über *Das Buch der Eile* hat selbst wesentlich zur Ausbreitung dieses neuartigen kreativen Zusammenspiels über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg beigetragen.

Eduard Klopfenstein
Zürich, im Juli 2013

Allgemeines über Literatur und Kultur

Zur Entwicklung Japans im 20. Jahrhundert – Kontinuität und Diskontinuität

Festvortrag an der Universität Zürich anlässlich der Emeritierung,
25. November 2005

Im Wintersemester 1979/80 stand ich erstmals auf dem Podest dieser ehrwürdigen Aula und hielt meine Antrittsvorlesung als Privatdozent der Japanologie. Nun stehe ich noch einmal hier, wohl zum letzten Mal, und begrüße Sie aus Anlass meiner Emeritierung. Damals, vor fünfundzwanzig Jahren, habe ich mich mit dem wohl berühmtesten lebenden Dichter Japans, Tanikawa Shuntarō, befasst und dabei ein frühes Gedicht an den Anfang gestellt, das ich auch heute noch einmal, als Reminiszenz und Überleitung zu unserem Thema, zitieren möchte.

DIE EINSAMKEIT VON ZWEI MILLIARDEN LICHTJAHREN

Nijūoku kōnen no kodoku

Die Menschheit auf ihrer kleinen Kugel
geht schlafen, erhebt sich und arbeitet
und manchmal wünscht sie sich Gefährten auf dem Mars

Die Marsmenschen auf ihrer kleinen Kugel
was tun sie? Ich weiß nicht
(ob sie etwa schlafafen, rebeben und rabeiten?)
aber manchmal wünschen sie sich Gefährten auf der Erde
das steht völlig außer Zweifel

Die allgemeine Gravitation
das ist die Kraft der sich anziehenden Einsamkeiten

Das Weltall ist gekrümmt
darum streben alle zueinander
Das Weltall dehnt sich rasend schnell aus
darum sind alle ruhelos

In der Einsamkeit von zwei Milliarden Lichtjahren
musste ich unversehens niesen

Wie man sieht, geht es in diesem Gedicht um unendliche Dimensionen: Das Sonnensystem, das Universum und der kleine Mensch, der sich darin mit einem Niesen bemerkbar macht. Dermaßen umfassend ist unser heutiges Thema zwar nicht, aber immer noch sehr weit gespannt: Die Stellung des Menschen, der menschlichen Gesellschaft in einem bestimmten geografischen Raum, in einer bestimmten Zeitspanne von rund 150 Jahren, in einem bestimmten historischen Kontext. Konkret: Wir fragen nach Kontinuität und Diskontinuität in der Entwicklung Japans seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Das scheint eine sehr allgemeine, sehr abgehobene, sehr akademische Frage zu sein. Doch Vorsicht, man wird gleich sehen, welche Aktualität, ja Brisanz noch immer damit einhergeht.

Senzen – Sengo (Vorkriegszeit – Nachkriegszeit)

Gestatten Sie, dass ich ganz kurz schildere, wie ich auf dieses Thema gekommen bin, das schließlich 2002/03 zu einem interdisziplinären Forschungsprojekt mit japanischen Kollegen am Nichibunken (International Research Center for Japanese Studies) in Kyōto geführt hat.¹

Bei der Beschäftigung mit der modernen japanischen Literatur, meinem engeren Fachgebiet, stößt man unweigerlich auf Fragen der literaturhistorischen Strukturierung, das heißt der zeitlichen Abfolge oder des Überlappens von literarischen Strömungen und Gruppierungen. Es gibt so viele rasch wechselnde Tendenzen, dass eine einleuchtende Abgrenzung und Ordnung nicht immer auf der Hand liegt. Deshalb nimmt man in Japan gerne Zuflucht zu eher äußerlichen, oberflächlichen Einteilungen. Es ist zum Beispiel allgemein üblich, von Meiji-Literatur, von Taishō-Literatur oder von Shōwa-Literatur zu sprechen. Das mag solange angehen, als es sich um eine Maßnahme äußerer Zweckmäßigkeit oder Bequemlichkeit handelt, ohne tiefere Bedeutung. Manchmal aber ist damit der Versuch verbunden, das Wesen der Literatur des entsprechenden Zeitabschnitts zu erfassen. Von außen gesehen erscheinen solche Versuche als willkürlich, weil es sich bei diesen Ära-Bezeichnungen um Regierungszeiten von Kaisern, also um zufällige Zeitabschnitte von sehr unterschiedlicher Länge (45 bzw. 15 bzw. 64 Jahre) handelt, und weil der Literatur ein völlig sachfremdes

1 Ich erhielt Gelegenheit, von April 2002 bis März 2003, zusammen mit Prof. Suzuki Sadami vom Nichibunken, eine Forschergruppe zu leiten. Als Ergebnis erschien das folgende Buch: Klopfenstein, Eduard / Suzuki Sadami (hen). *Nihon bunka no renzokusei, hirenzokusei – 1920 nen – 1970 nen*. Tōkyō: Bensei shuppan 2005, 475 p. (Kontinuität und Diskontinuität in der japanischen Kultur 1920–1970). Die vorliegenden Ausführungen decken sich weitgehend mit dem japanisch verfassten Vorwort dieses Buchs.

Schema aufoktroziert wird. Schon seit Studentenzeiten haben mich solche Einteilungen und Denkschemata befremdet und gestört.

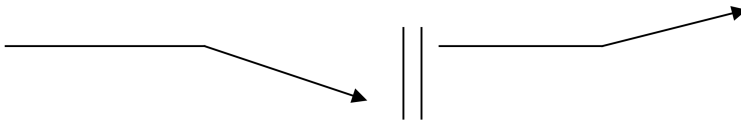
In ähnlicher Weise ist mir in den letzten Jahren mehr und mehr auch die Aufteilung in *Senzen* und *Sengo*, in Vorkriegs- und Nachkriegszeit, als problematisch erschienen. Periodisch wurde zwar während den vergangenen Jahrzehnten immer wieder verkündet, dass die Nachkriegszeit jetzt zu Ende sei. Trotzdem denken die meisten Leute noch immer in den Kategorien Vorkriegszeit – Nachkriegszeit und teilen so das Jahrhundert in zwei deutlich voneinander getrennte oder gar gegensätzliche Zeitabschnitte ein. Gewiss, die Kriegsniederlage war ein markanter Einschnitt in der japanischen Geschichte. Diese Jahre waren für alle Japaner eine Zeit der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und auch geistigen Krise. Bei der Verfassung, bei den politischen Institutionen, in der Familienstruktur, in der Stellung der Frauen usw. sind nachhaltige Veränderungen eingetreten. Und solange die alte Generation die Zeit noch aus persönlichen Erinnerungen kennt, ist das Verharren in solchen Begriffen nachvollziehbar. Daraus ergibt sich die Neigung, von einer Grenzlinie, einem Endpunkt, einem totalen Zusammenbruch und Neuanfang, das heißt von einer eindeutigen Diskontinuität in der Entwicklung des modernen Japan zu sprechen.

Doch diese Vorstellung bedarf einer dringenden Überprüfung. Wir stehen jetzt am Anfang des 21. Jahrhunderts, und es ist Zeit, mit distanzierterem Blick auf das vergangene Jahrhundert zurückzuschauen. Vorsicht ist geboten, weil diese Vorstellung unterschwellig mit einem zu einseitigen Werturteil verbunden ist: Nach dem Krieg wurde alles auf den Kopf gestellt, alles hat sich verändert, alles begann neu, hat riesige Fortschritte gemacht und ist besser geworden. In einem Prospekt des Iwanami-Verlags von 2002 wird ein Buch über die unmittelbare Nachkriegsgeschichte, die Besatzungszeit², mit dem folgenden Satz angepriesen: »Senryō jidai ni gendai Nihon no subete ga hajimatta.« (In der Besatzungszeit hat alles, was das gegenwärtige Japan ausmacht, seinen Anfang genommen.) Natürlich ist das nicht mehr als eine Werbefloskel. Sie wird aber im Buch selber bekräftigt und sie scheint mir doch symptomatisch zu sein für eine sowohl in Japan wie im Westen weit verbreitete Denkweise. Als Komplement dazu herrscht die Vorstellung, dass vor dem Krieg politisches Wirrwarr und wirtschaftliche Instabilität herrschte, dass ein noch halbfeudalistischer Zustand in den dreißiger Jahren von einer faschistoiden Ideologie absorbiert wurde und geradewegs in das Desaster des Zweiten Weltkriegs hineinführen musste.

Nun habe ich keineswegs die Absicht, diese Vorstellung rundweg als falsch zu bezeichnen oder gar einem sogenannten Geschichtsrevisionismus, wie er in der Tat gelegentlich von rechtskonservativer Seite angestrebt wird, das Wort zu reden. Nur scheint

2 Takemae Heiji. *Senryō sengo shi*. Iwanami gendai bunko 2002. (Geschichte der Besatzung nach dem Krieg).

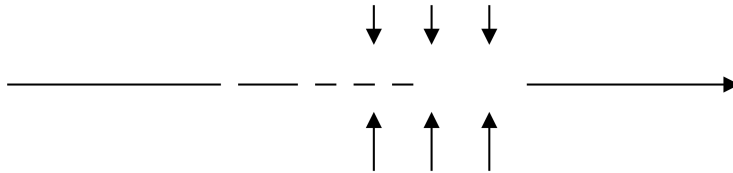
sie mir allzu einfach und einseitig. Besonders stört, dass in dieser Sicht die politischen Entwicklungen alles andere überlagern und an den Rand drängen. Von der Kultur ist in diesem Kontext kaum die Rede, oder sie wird als etwas Sekundäres, Untergeordnetes behandelt. Wenn man diese nur halb bewusste Vorstellung von der Entwicklung der Jahrzehnte vor und nach dem Zweiten Weltkrieg sehr simplifiziert in eine Grafik umsetzen möchte, käme wohl etwas in der folgenden Art heraus:



Der erste Pfeil steht für die zwanziger und dreißiger Jahre, die allmählich auf einen Tiefpunkt zusteuern. Der Krieg und die Niederlage von 1945 sind als totaler Einschnitt und reinste Diskontinuität mit zwei senkrechten Strichen dargestellt. Nach dem Krieg setzt die Entwicklung auf erhöhtem Niveau neu ein und strebt in den fünfziger und sechziger Jahren weiter nach oben. Diese Darstellung stützt sich, wohlverstanden, nicht auf wissenschaftliche Daten, sondern ist der vielleicht naive Versuch, ein inneres Bild nachzuzeichnen, das sich allmählich und unbewusst in den Köpfen eingenistet hat.

Wenn wir uns der Kultur zuwenden, so ist sogleich ersichtlich, dass dieses Bild nicht zutreffen kann. Viele literarische und kulturelle Bewegungen werden in den dreißiger Jahren allmählich eingeschränkt oder gar unterbunden. Autoren wandern ins Gefängnis oder werden gezwungen, sich anzupassen und in einem gewissen Grade mitzumachen. Oder sie werden in eine Art mentales Exil getrieben. Dies gilt ganz besonders für die vor und nach dem Krieg aktiven bedeutenden Schriftsteller wie etwa Tanizaki Jun'ichirō, Kawabata Yasunari, Ibuse Masuji, Noma Hiroshi oder Dichter wie Nishiwaki Junzaburō und Kusano Shinpei. Beim Film fällt einem etwa Ozu Yasujirō ein. Schriftsteller wie Tanizaki und Kawabata wichen dem politischen Druck mehr oder weniger aus, verminderten unfreiwillig ihre Publikationstätigkeit und schrieben zurückgezogen weiter. Das heißt, sie verbrachten manche Jahre in innerer Emigration zu. Doch sobald der Krieg vorbei war, erschienen sie sogleich wieder auf der Bildfläche und begannen, die durch den Krieg angesammelten Werke zu publizieren. Sie setzten also ihre Tätigkeit an dem Punkt fort, wo sie sie unterbrochen hatten – in manchen Fällen so, als wäre überhaupt nichts passiert. Gewiss, für einzelne Autoren haben die damaligen Umstände und die herrschende Ideologie zu einem persönlichen Desaster geführt, das sie nicht mehr überwinden konnten oder das sie nicht überlebten. Aber im Großen und Ganzen haben die erwähnten Schriftsteller und Künstler doch ihre Identität und die Kontinuität ihres Schaffens ohne großen Schaden bewahrt.

Wenn man auch diesen Vorgang als vereinfachte Grafik darstellen will, würde er etwa folgendermaßen aussehen:



Wir haben eine fortlaufende Linie, die zwar unter dem Druck der Politik und das Kriegs ins Stocken gerät oder gar vorübergehend unterbrochen wird, sich aber danach auf gleicher Höhe und unverändert fortsetzt. Solches ereignete sich nicht nur auf der individuellen Ebene, sondern auch bei Gruppierungen und langlebigen kulturellen Strömungen. Zwar ist dies ein Gegenstand, der näherer Prüfung bedarf. Aber dass z. B. zwischen der proletarischen Literatur vor dem Krieg und der linksgerichteten Literatur nach dem Krieg oder zwischen den surrealistischen Tendenzen vor und nach dem Krieg solche Kontinuitäten bestehen, scheint mir doch auf der Hand zu liegen. Das heißt aber, dass im Ganzen gesehen die Dekade zwischen 1935 und 1945 als eine unglückliche Zwischenzeit, als eine Art Vakuum betrachtet werden kann, welches den Fortgang der kulturellen Entwicklung zwar unterbrochen, aber letztlich nicht beeinträchtigt hat.

Vergleicht man die beiden Grafiken, ergibt sich eine deutliche Inkongruenz, was bedeuten würde: Politische Diskontinuität steht in scharfem Kontrast zu kultureller Kontinuität. Sollte dies wirklich zutreffen? Oder müsste nicht vielmehr der Fragenkomplex neu und unvoreingenommen überdacht werden?

Solcherart waren die Überlegungen, die als Ausgangspunkt des erwähnten gemeinsamen Forschungsprojekts am Nichibunken dienten. In der Ausformulierung des Titels wurde schließlich eine Periode zwischen 1920 und 1970 festgesetzt. Bei einem solchen Projekt ist es von Vorteil, die Untersuchungsperiode einzuschränken. Ein Zeitraum von 50 Jahren mit dem Jahr des Kriegsendes 1945 genau in der Mitte erschien angesichts des wechselreichen, kurzlebigen 20. Jahrhunderts angemessen. Im Übrigen war kein Teilnehmer verpflichtet, sich strikt an die Eckdaten 1920 und 1970 zu halten.

Kontinuität – Diskontinuität

Wichtiger als die Festlegung eines fixen Untersuchungszeitraums ist freilich die Klärung des problematischen Begriffspaares Kontinuität – Diskontinuität. »Kontinuität« (und besonders das zugehörige Adjektiv »kontinuierlich«) wird im Japanischen wie

auch im Deutschen sowohl in der Alltagssprache wie in der wissenschaftlichen Rede häufig verwendet. Ein kurzer Blick ins Internet belegt, wie oft das Wort etwa im Angebot von universitären Veranstaltungen auftaucht. Es handelt sich offensichtlich um ein Denkschema, das im allgemeinen Bewusstsein tief verankert ist. Fragt man allerdings nach der genauen Bedeutung, erweist sich der Begriff als ziemlich vage und schillernd. Im Unterschied zu anderen Konzepten scheint man ihn leichthin und wenig reflektiert zu verwenden.

Zieht man die großen philosophischen Lexika zu Rate, wird man gewahr, wie unterschiedlich, je nach Sachgebiet, Kontinuität aufgefasst wird. Es gibt Kontinuität als mathematisches Problem, es gibt Kontinuität in der Physik und in den Naturwissenschaften – und hier wieder sehr spezifisch, je nachdem ob z. B. von der Biologie oder der Erdkunde die Rede ist – und es gibt den Bereich, mit dem wir es zu tun haben: die historische Kontinuität.

In der Geschichtswissenschaft ist Kontinuität ein unabdingbarer Grundbegriff. Wenn man in den Abläufen der geschichtlichen Ereignisse nicht irgendwelche kontinuierlichen Entwicklungen und Zusammenhänge anerkennt, wird letzten Endes jedes Verstehen, Forschen und Analysieren hinfällig. Alles löst sich auf in ein Chaos von Einzelereignissen. Deshalb hat der bedeutende Geschichtstheoretiker Johann Gustav Droysen (1808–1884) unter anderem die »fortschreitende Kontinuität des Geschichtlichen« als Grundlage der Geschichtswissenschaft postuliert, indem er definierte:

Das im Bleiben Veränderliche, im Gleichen Wechselnde ist eine Kontinuität, in der jedes Frühere sich erweitert und ergänzt durch das Spätere. ... Die Gesamtheit der sich uns so darstellenden Erscheinungen des Werdens und Fortschreitens fassen wir auf als Geschichte.³

In der Kontinuität des Historischen sieht Droysen also etwas Allgemeines und Notwendiges, das die Einzelheiten der Geschichte verbindet. Im Hintergrund steht als bewegende Ursache der menschliche Wille, der die Geschehnisse in einem gewissen Grade zu lenken vermag. Zumindest aber ist der Mensch in der Lage, nachträglich Bedeutendes von Unbedeutendem zu scheiden und die Dinge zu beurteilen, einzuordnen und in Zusammenhänge zu stellen. Diese Auffassung hat sich als Grundvorstellung durchgesetzt, sie hat unser Geschichtsbewusstsein geprägt. Allerdings haben sich neuere kritische Geister, vor allem Michel Foucault, gegen diese Vorstellung eines kontinuierlichen Geschichtsprozesses, gegen diese in ihren Augen ideologische Fixierung polemisch zur Wehr gesetzt, indem sie die Diskontinuität, die unerklärbaren

3 Droysen, Johann Gustav. *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. Letzte Druckfassung 1882. 6. unveränderte Aufl. München 1971, S. 12.

Brüche und Sprünge im geschichtlichen Fortgang als das Wesentliche herausstellen. Aber auch Foucault kommt ja letztlich wohl nicht um die Annahme gewisser Ordnungsmuster, wenigstens als Hintergrundfolie herum.

Wie umstritten und ungenügend ausdiskutiert diese Fragen sind, kommt im folgenden Text des Althistorikers Christian Meier zum Ausdruck, den er vor drei Jahrzehnten im Rahmen einer Tagung über Kontinuität und Diskontinuität in den Geisteswissenschaften vorgetragen hat. Seine vorsichtigen, differenzierten Gedankengänge sind das Einleuchtendste, was ich bis dahin zu diesem Thema gefunden habe:

Denn was ist Kontinuität? Das Wort ist in die historischen Wissenschaften eingeführt worden, um ein bestimmtes Verhalten in der Zeit – ein Gleichbleiben oder ein nur relativ langsames Sich-Wandeln – zu bezeichnen. Aber es ist nicht klar umgrenzt. Es ist auch von seinem Gegenteil her nicht zu erfassen. Denn sein wichtigstes Gegenteil ist seine einfache Verneinung, die Diskontinuität. Man kann allerdings auch »Sprung«, »Bruch«, »Katastrophe«, »Auflösung« oder »Revolution« dafür setzen. Aber damit differenziert man nur verschiedene Arten von Diskontinuität. Die Frage, was je zur einen und je zur andern Seite der von Kontinuität zur Diskontinuität führenden Skala hin eingeordnet werden soll, ist ungewöhnlich schwierig. Argumente lassen sich meist dafür und dagegen anführen. Immer ist der Anteil der Wertung relativ groß. Um Maßstäbe und Kriterien für Kontinuität hat man sich kaum je bemüht. Das ist auch erst möglich, sobald man weiß, was dieses Wort begreifen, was alles man von einem solchen Begriff aus zutage fördern kann, ob er überhaupt zu mehr taugt als zu einer oberflächlichen Klassifikation oder zum Ausdruck bestimmter Bekenntnisse. Mit diesem Wissen aber scheint es innerhalb des Fachs Geschichte nicht allzuweit her zu sein.

Für sich genommen können Worte wie Kontinuität oder Diskontinuität in der Tat kaum mehr sein als Etiketts eben für eine Art des Gleichbleibens oder langsamen Sich-Wandelns. Denn die einzelnen Gegenstände, deren Kontinuität oder Diskontinuität »festgestellt« werden kann, sind sehr verschieden. Die Frage, wieviel sich innerhalb einer Zeiteinheit wandeln darf, ohne dass Diskontinuität indiziert wäre, ist zweifellos verschieden zu beantworten, je nachdem, ob es sich um eine Art, das Weihnachtsfest zu begehen, um Formen der Beurkundung, um eine Siedlung oder um eine Gesellschaftsform handelt. Was Kontinuität sein kann, ist also nur relativ zu bestimmen in Hinsicht auf den Gegenstand, von dem die Rede ist.⁴

4 Meier, Christian. »Kontinuität – Diskontinuität im Übergang von der Antike zum Mittelalter.« In: Hans Trümper (Hrsg.). *Kontinuität – Diskontinuität in den Geisteswissenschaften. (Vorträge gehalten anlässlich der Feier des 75jährigen Jubiläums der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1971 in Basel)*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973, S. 54–55.

Bemerkenswert ist hier zunächst die Annahme, dass es eine Skala, einen allmählichen Übergang von Kontinuität zu Diskontinuität geben muss – ein Gedanke, der sich eigentlich aufdrängt, der aber soweit ich sehe sonst von niemandem formuliert wurde. Mit anderen Worten, es stellt sich die Frage: Wo liegt die Trennlinie zwischen einem Bereich, wo man noch von Kontinuität sprechen kann, und einem Bereich, wo man schon von Diskontinuität sprechen muss? Wie viel Veränderung muss sein, damit Kontinuität in Diskontinuität umschlägt? Oder auch: Welche Arten und Grade von Veränderungen führen zur Diagnose von Diskontinuität? Offensichtlich verlassen sich dabei alle, die diese Begriffe in den Mund nehmen, auf ihr subjektives Gefühl oder auf einen vermeintlichen, nicht näher bestimmten Konsens. Das genügt nicht. Denn dies sind entscheidende Fragen, wenn es darum geht, im konkreten Fall Kontinuitäten oder Diskontinuitäten festzulegen.

Anschließend an die zitierte Stelle kommt Meier auf verschiedene Nuancen in der Anwendung der Begriffe zu sprechen. Für unseren Zusammenhang am wichtigsten ist die folgende: Man spricht von Kontinuität oder Diskontinuität in Bezug auf größere Systeme, etwa einer Wirtschaftsordnung, einer Gesellschaft oder einer Kultur. Solche Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten sind nicht leicht zu erfassen und zu bestimmen, weil sich hier meist komplexe Bewegungen ergeben und sich kontinuierliche Elemente mit diskontinuierlichen vermengen. Meier wagt es dennoch, eine gewichtige Hypothese zu formulieren, die höchst interessante Perspektiven eröffnet. Nach dieser Hypothese »gibt es in den Kulturen ein institutionalisiertes Wirkungsgefüge, das zwar manche Veränderungen und Weiterbildungen erfahren kann, in wesentlichen Grundbedingungen aber sich mehr oder weniger gleichbleibt.«

Zwar sind, so Meier, die wissenschaftlichen Instrumente und Methoden, um ein solches Wirkungsgefüge oder Faktorenggefüge zu erfassen, noch nicht entwickelt. Dennoch müsste es grundsätzlich möglich sein, ein solches Gefüge aus seinen Wirkungen im Lauf der Geschichte zu erschließen. Daraus könnte sich eine Konstante ergeben, auf die sich Kontinuität und Identität einer Gesellschaft, einer Kultur abstützen ließen. Wenn sich diese Hypothese im wissenschaftlichen Diskurs verifizieren ließe, hätte sie weitreichende Konsequenzen.

Meine Sicht der Entwicklung in Japan

Soweit also die Überlegungen von Christian Meier. Auch wenn die Grundsatzdiskussionen weitergehen, wäre es eine Illusion zu erwarten, dass sie je zu einem befriedigenden oder allseits akzeptierten Abschluss kommen könnten. Und dennoch: Die Fragen stellen sich immer wieder, sie beeinflussen unser Denken, unser Weltbild, unsere Beziehungen zu anderen Völkern und Kulturen. Ich erlaube mir daher, ungeach-

tet aller Schwierigkeiten, meine eigene Auffassung zur japanischen Entwicklung im 19./20. Jahrhundert wenigstens kurz zu skizzieren.

Die Ereignisse rund um die Meiji-Restauration von 1868 haben den letzten gewaltigen Umbruch in der japanischen Geschichte hervorgebracht. Wenn man das Japan von 1850 und das von 1900 gegeneinander hält, so ist das Land kaum wiederzuerkennen. Die Veränderungen in allen Bereichen – kulturell, gesellschaftlich, politisch, ökonomisch – sind derart offensichtlich und gewaltig, dass man, aufs Ganze gesehen, von einer weitgehenden Neuorientierung sprechen muss. Diese Veränderungen, die auch kleinräumig etwa in zahlreichen Lebensläufen nachvollziehbar sind, kamen gewiss zunächst unter äußerem Druck, dann aber auch durch Aktivierung innerer Kräfte zustande. Obwohl sie einige Jahrzehnte beanspruchten, obwohl es heftige Widerstände und Gegenbewegungen gab und alte Strukturen sich offen oder versteckt noch lange halten konnten, lässt sich doch kaum bestreiten, dass hier, wenn irgendwo, ein klassischer Fall von Diskontinuität vorliegt. Auf der Meier'schen Skala zwischen Kontinuität und Diskontinuität sind die Gewichte so weit in Richtung Diskontinuität verschoben, dass es darüber kaum einen Zweifel geben kann.

Mit diesem Umbruch aber hat sich Japan auf einen Kurs begeben, der, wiederum aufs Ganze gesehen, sich stetig und zielstrebig bis in die Gegenwart fortsetzt und als Muster einer kontinuierlichen Entwicklung gelten kann. Diese Entwicklung läuft allgemein unter dem Etikett »Modernisierung«, einem Wort, das durchaus weiterhin Verwendung finden kann, wenn man darunter nicht allzu einseitig nur intellektuelle Auseinandersetzungen oder Wandlungsprozesse unter dem Einfluss westlich orientierter Eliten versteht. Ich subsumiere darunter den gesamten Übernahme- und Anverwandlungsprozess in allen Schichten der Bevölkerung im Bestreben, die Selbstständigkeit zu wahren, die eigene Lage zu verbessern und den eigenen Platz in der Völkergemeinschaft zu festigen. So gesehen bezieht sich »Modernisierung« auch auf die Geschichte des Alltags, auf den »Blick von unten«, auf Gender-Probleme und soziale Randschichten. Sie schließt nationale Mythenbildung, Rückgriffe auf die eigenen Überlieferungen oder gar neu erfundene Traditionen (»invented traditions«) ein. Alle diese Perspektiven, die während den vergangenen Jahrzehnten aufgetaucht sind, lassen sich in den Rahmen dieses Modernisierungsrasters, in den Rahmen dieses kontinuierlichen Entwicklungsprozesses integrieren.

Selbstverständlich gab es in diesem Prozess auch immer Widerstände, Irritationen, Rückschläge oder Irrwege, aber sie haben die Hauptstoßrichtung selten nachhaltig beeinträchtigt. Wenn man diese Sicht der Entwicklung Japans in den vergangenen rund 150 Jahren grundsätzlich bejaht, erhebt sich mit besonderer Dringlichkeit die Frage, welchen Stellenwert man der Kriegsniederlage oder dem Zweiten Weltkrieg oder der rund 15-jährigen Periode zwischen 1930 und 1945 einräumen will. Es geht keineswegs darum, irgendetwas, das damals geschehen ist, zu bagatellisieren oder zu beschöni-

gen. Die kolonialistischen und ultranationalistischen Tendenzen (übrigens ebenfalls in hohem Maß vom Westen inspiriert) waren solche Irrwege oder Holzwege! Der Krieg und die damals herrschende Ideologie haben unendliches Leid über die Japaner und die umliegenden Völker gebracht. Trotzdem scheint es mir nicht gerechtfertigt, von Zeitenwende, totalem Umbruch, völligem Neuanfang, d. h. von Diskontinuität zu sprechen. Im Lichte der langfristigen Entwicklungen muss es, vom Jahr 2005 aus gesehen, doch wohl erlaubt sein, die alles überschattende Bedeutung dieser rund 15 Jahre in einem gewissen Grad zu relativieren. Wir müssen vor allem wegkommen von dieser simplen Vorkriegs-Nachkriegs-Dichotomie, die die Sicht auf übergreifende Kontinuitäten nicht nur im kulturellen Bereich, sondern, wie ich meine, letztlich auch im gesellschaftlich-politischen Bereich bis dahin verstellt hat.

Ich nenne nur ein einziges, allerdings ganz zentrales Beispiel: Die Entwicklung zur Demokratie. Wie war es möglich, dass ein vor 150 Jahren noch völlig abgeschottetes, in den Augen des Westens abgelegenes, unzivilisiertes, mittelalterlich-feudalistisch geordnetes Land sich zur gegenwärtigen demokratischen Staatsordnung entwickeln konnte, die – da sind wir uns heute doch wohl einig – in einer Mehrheit des Volks durchaus verankert ist und international keinen Vergleich zu scheuen braucht? Bis dahin hat man sehr einseitig vor allem die Einführung der neuen Verfassung und die Reformen unter amerikanischer Besatzung nach 1946 dafür verantwortlich gemacht. Was vorher in Sachen Demokratisierung geschehen war, war zwar in großen Zügen bekannt, aber es wurde – auch in Japan selbst – zu wenig ernst genommen, eingehend untersucht und entsprechend eingeschätzt.

Erst eine vor kurzem veröffentlichte Schrift von Harald Meyer⁵ hat minutiös dargelegt, wie intensiv und auf welchem hohem intellektuellen Niveau die Demokratiediskussion zwischen 1900 und 1920 geführt worden ist, und zwar nicht etwa unter äußerem Druck, sondern von innen heraus. Hier wurden entscheidende Grundlagen gelegt, auf denen auch die Nachkriegsdemokratie direkt aufbauen konnte. Man kann also eine kontinuierliche Entwicklungslinie ziehen von den ersten Diskussionsforen und Parteigründungen in den 1870/80er Jahren über den freilich noch absolutistisch gefärbten Konstitutionalismus und Parlamentarismus der späten Meiji-Zeit, über den Demokratiediskurs des Jahrhundertanfangs, über das allgemeine Wahlgesetz von 1925 und die ersten allgemeinen Wahlen von 1928, über die Entwicklung nach 1945 bis zum heutigen Stand der Dinge. Ich bin übrigens überzeugt, dass eine detaillierte Untersuchung z. B. der Wahlen von 1928 oder der Parlamentsarbeit in den dreißiger Jahren – auch da fanden trotz der faktischen Militärherrschaft noch Parlamentswahlen

5 Meyer, Harald. *Die ›Taishō-Demokratie‹ – Begriffsgeschichtliche Studien zur Demokratierezeption in Japan 1900–1920*. Welten Ostasiens Bd. 4. Bern: Peter Lang Verlag 2005, 471 S. (Es handelt sich um eine Habilitationsschrift an der Universität Zürich).

statt, die nicht völlig bedeutungslos waren – weitere wichtige Aspekte zutage fördern würden. Dass solche Untersuchungen bis dahin vernachlässigt wurden, ist eben eine Folge des weiter oben angeprangerten Vorkriegs-Nachkriegs-Denkschemas.

Was ich hier in Bezug auf Kontinuität und Diskontinuität im Japan des 20. Jahrhunderts vorgetragen habe, ist meine persönliche Auffassung. Ich hoffe, dass sie in Zukunft, sei es bei der Beurteilung von Aktualitäten, sei es bei der Beurteilung der allgemeinen Stellung Japans in der Welt, vermehrt Beachtung findet. Es ist und bleibt, das gebe ich zu, eine komplexe und kontroverse Thematik.

Ich möchte deshalb nicht das letzte Wort behalten, sondern es noch einmal dem eingangs zitierten Dichter Tanikawa Shuntarō überlassen. Er hat als 18-Jähriger, anno 1950, unter dem Eindruck der Zeitereignisse im Vorfeld des Korea-Kriegs, ebenfalls so etwas wie eine persönliche Geschichtskonzeption formuliert, in lapidaren Worten, mit seinem poetischen, ins Universelle gerichteten Blick. Es ist wiederum ein kurzes Gedicht mit dem Titel:

MÄRZ 1950 NACH WESTLICHER ZEITRECHNUNG

Wie unter Trommelwirbeln
bebend unsicher der Tisch
ich stopfe das Morgenblatt in die Pfeife
(was für ein scheußlich bitterer Rauch!)
und denke:
was fress ich zum Frühstück
Hohngelächter
oder Gebete?

Ich
eine feige Nicht-Existenz

Die Erde
ein winziger Koloss

Und die Geschichte
die radarlos
ihren wellenförmigen Flug fortsetzt

[Erstveröffentlichung]

Über Geschlechterbeziehungen und den Begriff *Ai* (Liebe) in der japanischen Literatur

Zum Thema

Kaum irgendwo durchmengen sich – zumindest nach unserer westlichen Vorstellung – persönliche Gefühle und rationale Vorgaben oder Überlegungen so intensiv wie in den Beziehungen der Geschlechter.

Bei mehr oder weniger dauerhaften Beziehungen, auf die ich mich hier beschränken möchte – das heißt bei ehelichen oder eheähnlichen Beziehungen –, sind die Kräfte von Brauchtum und Sitte, von Status und sozialer Einbindung, von materiellen Voraussetzungen, von Verpflichtungen (besonders gegenüber der Sippe oder allfälliger Nachkommenschaft) sehr stark. Man darf die Verhaltensmuster und die Entscheidungen, die aufgrund solcher Umstände, Rücksichten und Normen getroffen werden, als rational bezeichnen im Sinne von Lebenstüchtigkeit, Pragmatismus, sozialer Akzeptanz und Gemeinschaftsfähigkeit.

Solche Rationalität muss nicht a priori im Gegensatz zur Emotionalität stehen. Aber sie hat die Tendenz, das Leben zu dominieren, Gefühle herunterzuspielen, an den Rand zu drängen oder gar unbekümmert darüber hinwegzugehen. Ehe ist ein soziales Konstrukt, das wir im Westen zwar mit Liebe, mit Emotion verbinden, das aber auch vollständig ohne diese Komponente auskommt oder sie gar als Hindernis, als Anmaßung, als Rebellion, als irgendeinem Ehrenkodex widersprechend empfinden kann.

Dies ließe sich wohl in allen Kulturen und Literaturen in irgendeiner Form nachweisen. Aber ohne Zweifel gibt Japan in dieser Beziehung wegen der raschen und radikalen Umwälzungen der letzten 150 Jahre ein besonders dankbares Studienobjekt ab.

Nur so viel möchte ich zum allgemeinen Kontext meiner Themenstellung vorausschicken. In Sinne einer notwendigen Beschränkung konzentriere ich mich hier auf den Begriff »*Ai/Ai suru*« (Liebe/lieben). Und zwar nehme ich als Ausgangspunkt ein Gedicht von Ayukawa Nobuo, einem führenden Dichter der Arechi-Gruppe, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ayukawa Nobuo: Ai / Liebe

Weil ich Japaner bin
mochte ich das Wort »Ai«
weder hören noch in den Mund nehmen

Gegenüber Frauen
habe ich nicht ein einziges Mal
so was wie »ai shite iru« gesagt
auch von Frauen
kam mir nie ein »ich liebe dich«
zu Ohren
und das war gut so!
Wenn jemand von Liebe schwadroniert
ist eh schon alles aus und vorbei
gegen die Doppel-Zunge
kommt die Einfach-Zunge
niemals auf

»I love you« sagen die Westler
aus purer Gewohnheit
gleichsam anstelle von »Guten Morgen«
»I love you«
aber der Feingehalt der Worte ist gering
und die Liebe Formsache

Unterschiede des Naturells
der Verhältnisse von Land zu Land – da lässt sich nichts machen
Ich mag noch so sehr verwestlicht sein
das Wort »Ai« taugt nicht für mich
und falls es doch taugen sollte
wäre eh schon alles aus und vorbei

Dieses Wort
das »Verzicht auf jeglichen Lohn« bedeutet
bringt mich auch jetzt noch aus der Fassung
ich weiß nicht mehr wie ich damit umgehen soll
alles mag mir geraubt werden – mir fehlen die Worte
alles mag mir zuteil werden – mir fehlen die Worte

angesichts eines Vertrags der jeglicher Vernunft spottet
bleibt mir nichts, als den Mund zu halten

Ungebrochenes Tabu des Herzens
das »Ai« meiner japanischen Sprache
wahrt vollkommen seine Jungfräulichkeit

[1977]

Diese sehr persönliche, poetisch-lexikalische Reflexion wurde 1977 veröffentlicht. Sie lässt an Deutlichkeit der Aussage kaum etwas zu wünschen übrig. Es gab also noch in den siebziger Jahren Menschen mit strikten Vorbehalten gegen diese allgemein gebräuchliche Vokabel. Was aber sind die Hintergründe eines solchen dezidierten Abwehrreflexes?

Kultur- und sprachgeschichtliche Entwicklung des Begriffs

Dazu sei zunächst aus einem Essay des bekannten Sprachwissenschaftlers Ōno Susumu zitiert, der sich wie ein Kommentar zu Ayukawas Gedicht liest. Ōno hat zwischen 1958 und 1960 in der *Asahi*-Zeitung Betrachtungen zur Bedeutungsentwicklung von kulturgeschichtlich besonders interessanten japanischen Begriffen geschrieben. Sie wurden 1961 als Buch unter dem Titel *Nihongo no nenrin* (Jahrringe des Japanischen) zusammengefasst. Darunter befindet sich auch ein dreiseitiger Abschnitt über »Ai suru«. Zwischen Ōnos Artikel und Ayukawas Gedicht liegen fast 20 Jahre. Der 1920 geborene Ayukawa war beim Erscheinen von Ōnos Text noch keine 40 Jahre alt, und sein Gedicht hat er mit 57 geschrieben. Die wichtigsten Abschnitte von Ōno lauten in Übersetzung:¹

Als ein Wort, das den gegenwärtigen Umgang zwischen Mann und Frau aufzeigt, verdient das Wort »Ai suru« (lieben) besondere Aufmerksamkeit. In zeitgenössischen Romanen, Theatern und Filmen begegnet man unausweichlich Formulierungen wie »Er liebte sie/Sie liebte ihn«. Man darf sicher feststellen, dass solche Ausdrücke heute die allerweiteste Verbreitung haben. Unter den über 50-jährigen Leuten scheint es jedoch viele zu geben, die diese Ausdrücke nie gebraucht haben. Die Erfahrung, zur eigenen Ehefrau »*omae o ai shite iru*« (ich liebe dich) zu sagen, fehlt ihnen gänzlich, und der Ausdruck wirkt so komisch auf sie, dass sie sich außerstande sehen, ihn zu verwenden.²

1 Ōno 1966 (Taschenbuchausgabe), S. 84–87.

2 Mit ganz ähnlichen Formulierungen beginnt ein Essay der Schriftstellerin Tomioka Taeko mit dem Titel »Ai suru/Ai shinai«. Siehe Tomioka 1985. S. 12.

In Japan waren die menschlichen Beziehungen seit alters stark vom Bewusstsein vertikaler Strukturen geprägt. Und auch das Verhältnis von Mann und Frau wurde seit der Muromachi-Zeit vom Bewusstsein der Überordnung und der Unterordnung eingeschränkt. Allgemein gesagt, blickte der Mann auf die Frau hinunter; und wenn er dann herabblickend Mitgefühl mit der Frau empfand und sie besonders fürsorglich behandeln wollte (*itawatte yaru*), so folgte daraus ein Gefühl der Zuneigung (*renbo no kimochi*). Das war seit Beginn der Edo-Zeit die allgemeine Form der Geschlechterliebe. ...

Die Auffassung, dass der Mann die Frau als gleichberechtigte Persönlichkeit betrachtete, war in Japan praktisch verloren gegangen, nachdem sich das Heiratssystem durchgesetzt hatte, wonach sich der Mann »eine Frau nimmt« (*yome o toru*). Allgemein zeigte der Mann seine Zuneigung durch sein Mitleid, seine mitfühlende Zuwendung (*awaremu koto*), und er trachtete, sie möglichst nicht zu verletzen. Die Frau war offensichtlich die niederere Existenz.

Als dann aber mit der Meiji-Zeit in literarischen Werken die Wendung »*Ai suru*« auftauchte, stand dahinter die europäische Auffassung, wonach sich die Partner gegenseitig als Persönlichkeiten anerkannten und Mann und Frau sich ebenbürtig gegenüberstanden. Es lag daher auf der Hand, dass es vielen Menschen, die erzogen waren, die Frau als dem Manne untergeordnet zu betrachten, und die auch keinen besonderen Bezug zur Literatur hatten, höchst komisch vorkam, der Frau gegenüber Ausdrücke wie »*Ai suru*« zu verwenden.

Das heißt also, »*Ai suru*« ging von der Literatur neu in die Umgangssprache über; es wurde von der Meiji-Zeit an neu als Übersetzungswort für die europäischen Vokabeln »love/lieben« reaktiviert. Deshalb können sich die heute über Fünfzigjährigen nicht damit anfreunden. Gewiss gab es auch Japaner, die in ehelichen Beziehungen den Ausdruck gegenseitig brauchten. Aber die meisten von ihnen waren mit der europäischen Kultur vertraut und führten ein Leben unter christlichem Einfluss, waren also Menschen mit einem neuen Weltbild.

Ōno geht dann kurz auf die älteren Bedeutungen von »*Ai*« ein. Das Zeichen wurde aus China, aus dem konfuzianistischen Umkreis übernommen und trat in Japan sehr früh auf (z.B. im *Manyōshū*, 2. Hälfte 8. Jh.). Es hatte aber, abgesehen vom buddhistischen Kontext mit einer sehr spezifischen Gebrauchsweise, immer die Bedeutung von korrektem, zuvorkommendem, liebevollem Verhalten der Eltern gegen die Kinder, der älteren gegen die jüngeren Geschwister, im Verhältnis zu geringeren, schwächeren Lebewesen oder auch zu Dingen, die man besonders wertschätzt oder reizvoll findet. Nur selten jedoch wurde es auf das Verhältnis von Mann und Frau angewendet, und

nie kommt es laut Ōno vor, dass es für die Gefühle einer erwachsenen Frau gegenüber einem Mann verwendet wurde.³

In Bezug auf das 16. Jahrhundert fügt Ōno noch die höchst interessante Bemerkung an:

Die Menschen, die am Ende der Muromachi-Zeit nach Japan kamen, um das Christentum auszubreiten, die haben, wenn sie die christliche Liebe, die Liebe Gottes erläutern wollten, niemals das Wort »Ai« gebraucht, sondern durchwegs das Wort »Taisetsu«. Dies, so darf man annehmen, aus dem Bestreben, dem Wort ›Ai‹ aus dem Weg zu gehen, da ihm bereits die Bedeutung von »etwas Geringeres, Kleines lieb haben / liebkosen / hätscheln« anhaftete. (»chiisai mono o kawaigaru«)

Die entscheidende Bedeutungserweiterung von »Ai« vollzog sich laut Ōno also in der Meiji-Zeit. Und in der Tat, wenn man das große Wörterbuch *Nihon Kokugo daijiten* zu Rate zieht, so sieht man, dass »Ai« in der modernen westlichen Bedeutung erst von 1890 an in Erscheinung tritt, und zwar einerseits im erotischen Sinn als persönliche, emotionell verankerte Liebe zwischen Mann und Frau, z.B. in Mori Ōgais *Maihime* (Das Ballettmädchen 1890) oder Higuchi Ichiyōs *Umorigi* 1892, und andererseits im christlichen Sinn als Liebe Gottes, als *agape*, etwa bei Uchimura Kanzō 1893. Diese Anfänge sind mit der ersten Welle des Romantizismus in den neunziger Jahren verbunden.

Bestätigt wird dieser Befund vom 1986 erschienenen *Meiji no kotoba jiten*. Sämtliche daselbst aufgeführten Meiji-zeitlichen Lexikoneinträge definieren »Ai« in der traditionellen Weise. In einem Kurzkommentar der Herausgeber wird für die neue Verwendung ebenfalls auf Mori Ōgais *Maihime* hingewiesen. Zusätzlich findet sich hier ein interessantes Zitat des Übersetzers Suematsu Kenchō aus dem Jahr 1889, dass es seiner Ansicht nach keine japanische Entsprechung für das englische Wort »love« gebe. Es gebe keinen anderen Ausweg als je nach Zusammenhang verschiedene verwandte Ausdrücke (darunter auch »Ai«) zu verwenden.⁴

In den letzten Jahren hat sich Jean-Michel Butel eingehend mit dem Thema »Liebe« im modernen Japan befasst. Er verweist auf die andauernden Diskussionen über

3 Der von Ōno u.a. herausgegebene *Iwanami kogo jiten* (1974) bringt das folgende Beispiel aus dem *Konjaku monogatari* 2, 15: »(Joshi no) katachi tanjō naru o mite, tachimachi ai no kokoro o okoshite me to semu to omoite« [Als er ihre reizende Gestalt sah, wurde er alsbald von Liebe erfasst, und er dachte, er möchte sie zur Frau nehmen.] Auch in diesem eindeutig erotisch konnotierten Beispiel zeugt »ai no kokoro« von einem Standpunkt männlicher Überlegenheit.

4 Einleitung zum 4. Band seiner Übersetzung des Romans von Bertha M. Clay (Pseudonym für Charlotte M. Braeme). Dieses Werk erlangte unter dem japanischen Titel damals beachtliche Popularität.

die Begriffe »Ai« und »Renai« in der von Iwamoto Yoshiharu publizierte Zeitschrift *Jogaku zasshi*, beginnend in den Jahren 1889/90.⁵

Einzig Haga Tōru bringt einen noch früheren Beleg. Nach ihm geht der Gebrauch von »Ai« in der neuen Bedeutung auf die Bibelübersetzung der Meiji-Zeit zurück. Das Neue Testament erschien 1880, das Alte Testament 1887. Haga verweist vor allem auf das Hohelied Salomos, wo die Frau immer wieder von »waga ai suru mono«, von »meinem Geliebten« spricht. Insbesondere zitiert er die Stelle Abschnitt 2, Vs. 3–4, die in der deutschen Einheitsfassung von 1964 und der japanischen Übersetzung wie folgt lautet:

Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Jünglingen. Unter seinem Schatten zu sitzen, begehre ich, und seine Frucht ist meinem Gaumen süß. Er führt mich in den Weinkeller, und die Liebe ist sein Zeichen über mir.

Waga ai suru mono no onoko-ra no naka ni aru wa hayashi no ki no naka ni ringo no aru ga gotoshi, ware fukaku yorokobite sono kage ni suwareri, sono mi wa waga kuchi ni amakariki. Kare ware o tazusaete sakamori no ie ni iretameri, sono waga ue ni hirugaeshitaru hata wa ai nariki.⁶

Das ist, so sagt Haga, ein Gedicht mit reinsten, frischesten Liebesmetaphern, unter Einschluss der Erotik, wie man sie in der japanischen Poesie vorher nie gehört hatte. Die Dichter von Shimazaki Tōson bis Kitahara Hakushū seien eifrige Bibelleser gewesen und hätten sprachlich unter diesem Einfluss gestanden. Aber die zitierte Stelle übertreffe sie alle und könnte geradezu aus dem Modernismus der frühen Shōwa-Zeit stammen.

Literarische und gesellschaftliche Entwicklung nach 1890

Damit beginnt gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Japan das, was man als Herausbildung des modernen Ichs (»kindai jiga«) bezeichnet hat: Die allmähliche Loslösung aus kollektiven Normen und Zwängen und die Etablierung der Persönlichkeit, des Individuums, die, wie Ōno richtig bemerkt, eine Voraussetzung für ebenbürtige Beziehungen, für freie Entscheidungen auf beiden Seiten und für die Entfaltung von uneingeschränkten Emotionen ist.

5 Vgl. Butel 2004, besonders S. 381–407. Ebenso Butel 2012.

6 わが愛する者の男子等の中にあるは林の樹の中に林檎のあるがごとし、我ふかく喜びてその蔭にすわれ、その実はわが口に甘かりき。彼われをたづさへて酒宴の室にいたたまへり、その我上にひるがえしたる旗は愛なりき。 Zitiert bei Haga 2002, S. 37.